

rens auf den Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Staat Israel. Man muss aber beachten, dass der Vatikan keine politische Macht ist, die dem Staat Israel und seiner Hauptstadt Jerusalem etwas in den Weg legen könnte. Auch in Israel weiss man andererseits aus harter Erfahrung, dass besonders das Palästinenserproblem noch ungelöst ist. Ebenso gut weiss man, dass Jerusalem noch nicht als Friedensstadt leuchtet. Der Bürgermeister von Jerusalem und andere israelische Politiker haben sich in letzter Zeit hellhörig gezeigt auf Vorschläge von aussen, die Erleichterungen in diesen Problemkreisen anvisieren. Sie wissen ebensogut wie der Papst, dass nichts von heute auf morgen geregelt werden kann und dass noch niemand eine fertige Lösung in der Tasche hat. Rom wurde ja auch nicht an einem Tag gebaut. Es wäre nicht ganz unnütz, wenn in der Zwischenzeit u. a. auch eine kleine Genugtuung darüber sich breitmachen könnte, dass der Vatikan nicht mehr im selben Ton über Jerusalem redet wie unter *Pius X.*, *Pius XII.* und auch noch unter *Paul VI.* Noch vor

20 Jahren war es fast ein Kunststück, in apostolischen Rundschreiben über Jerusalem und die heiligen Stätten die Auffassung des Heiligen Stuhls zu finden, die Juden seien ein Volk und eine Nation, nicht nur eine Religion. Im Rundschreiben des jetzigen Papstes sind der Volkscharakter und die Nationalität der Juden selbstverständlich. Auch der Ausdruck der Verbundenheit mit den in Israel wohnenden Juden und ihren grossen Traditionen ist heute weit herzlicher und eingehender als bei früheren Päpsten.² Man sollte sich auch nicht allzusehr darüber aufregen, dass der Papst keine detaillierten Vorschläge zum Jerusalem- und Palästinenserproblem macht; er ist dazu nicht befugt. Wenn er die positive Verbundenheit der katholischen Kirche mit Jerusalem und den Israelis in solch beschwörenden Rundschreiben wie diesem ausdrückt, dann ist das zwar noch nicht viel, aber man wird es auch in Israel nicht als schädlich beurteilen können.

² Vgl. auch u. S. 17 f.

4 I Ein Briefwechsel zum Apostolischen Schreiben über die Stadt Jerusalem: Ein Austausch*/**

Von Dr. Ze'ev W. Falk***, Professor für Familien- und Erbrecht*/**, und Marcel J. Dubois****, Professor für griechische und mittelalterliche Philosophie, beide an der Hebräischen Universität Jerusalem

Der in Jerusalem seit 1972 in englischer Sprache erscheinenden Zeitschrift »IMMANUEL« entnehmen wir leicht gekürzt nachstehenden Briefwechsel und bringen ihn in deutscher Übersetzung.** Wegen des thematischen Zusammenhangs mit dem voranstehenden »Apostolischen Schreiben über die Stadt Jerusalem vom 20. 4. 1984« und den sich darauf beziehenden Kommentaren steht dieser »Austausch« in diesem Teil des Freiburger Rundbriefs.

Die darin enthaltenen Personennamen sind sowohl dort wie auch im Personenregister IMMANUEL verzeichnet (Die Red. d. FrRu).

An den Herausgeber:

Einer der Gründe, weshalb diese Zeitschrift vor zehn Jahren gegründet wurde, war die Berichterstattung über die vergangenen und die gegenwärtigen jüdisch-christlichen Beziehungen, wie sie sich in der religiösen und theologischen Literatur Israels widerspiegeln. Vielleicht ist die Zeit gekommen, eine von mir die ganze Zeit über zurückgehaltene Empfindung auszusprechen, die ich um der Aufrichtigkeit willen mit meinen christlichen Freunden teilen sollte. Diese Empfindung bezieht sich auf die Weigerung des Vatikans, den Staat Israel anzuerkennen. Ich kann nicht umhin, die Haltung des Heiligen Stuhls als eine Verweigerung des elementaren Rechts auf politische Existenz zu verstehen, die jeder anderen Nation zugestanden wird. Ich sehe diese Weigerung als ein Glied in der Kette der kirchlichen Tradition, die dem nachchristlichen Judentum die Daseinsberechtigung verwehrt und für sich selbst den Anspruch erhebt auf das Erbe Israels. Zudem scheint mir, als mute der eine Dialogpartner dem anderen ungerechtfertigterweise seine Definition des jüdischen Volkes zu, das er als Gruppe von Individuen oder als religiöse Gemeinschaft, nicht aber als Nation oder Staat verstehen will.

Ich war enttäuscht, dass diese Einstellung aus dem 1965 von dem vom Zweiten Vatikanischen Konzil veröffent-

lichten Dokument¹ spricht. Es drückt eine gönnerhafte Annäherung an »die Juden« als Individuen aus, anstatt sie gemäss ihrem eigenen Selbstverständnis zu definieren. Die Kirche hielt ihren Anspruch, das »Neue Gottesvolk« zu sein, aufrecht und setzte stillschweigend das Substitutionsmodell voraus. Die gleiche Haltung fand ich in der Ansprache des Papstes vom 6. März 1982² anlässlich der Tagung der »vaticanischen Kommission für die religiösen Beziehungen mit den Juden«. Erwähnt wurde die »Organisation der Synagogengemeinde« als eine Quelle, aus der kirchliche Institutionen schöpfen, aber die jüdischen Auffassungen von Volk, Land und Staat, die von gleicher Bedeutung für das Selbstverständnis des Christentums sind, wurden nicht entsprechend erwähnt. Ich sah in diesem Versäumnis ein klares Zeichen katholischer Geringschätzung und Verneinung des jüdischen Rechts auf politische Existenz.

Nach meinen Erfahrungen in der jüdischen Delegation, die Papst Johannes Paul II. zu seiner Wahl beglückwünschte, war ich nicht überrascht, als er im September 1982 Yassir Arafat eine Audienz gewährte.³ Einem Bericht der »Associated Press« vom 12. März 1979 zufolge hatte Arafat dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Carter, und dem Premierminister Israels, Begin, angekündigt, dass »nur Araber in diesem Teil der Welt sein werden . . . Die Araber werden weiterhin die Flamme der Re-

* Originaltitel: »The Catholic Church and the Jews: An Exchange«; in der englischen Ausgabe »IMMANUEL« 17 (Winter 1983/84), S. 98–104.

** Aus dem Englischen übersetzt.

*** Professor Falk ist für den Fachbereich Jüdisch-christliche Beziehungen redaktioneller Mitkoordinator.

**** Professor Dubois, Herausgeber der englischen Ausgabe »IMMANUEL«.
(Ausser den Anmerkungen 12, 14 alle Anmerkungen d. Red. d. FrRu.)

¹ Vgl. FrRu XVII/1966, S. 27–30: Die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, insbesondere zu den Juden.

² Vgl. FrRu XXXIV/1982, S. 3 f.: Papst Johannes Paul II.: Aufforderung zu einer dem Judentum und Christentum entsprechenden Verkündigung und Forschung.

³ Vgl. Johannes Paul II. nach dem Angelusgebet am 10. 10. 1982, in: FrRu XXXIV/1982, US 2.

volution durch Blutvergiessen schüren, bis das ganze besetzte Heimatland befreit sein wird . . . nicht nur ein Teil davon.« Dies stimmte mit dem palästinensischen Schwur überein, dass »ganz Palästina den Arabern gehört . . . bewaffneter Kampf ist der einzige Weg zur Befreiung, und sowohl die Aufteilung Palästinas als auch die Gründung des Staates Israel sind rechtswidrig.« Der Papst bot somit seine Freundschaft einem Mann an, der verantwortlich war für den Mord an Tausenden von Frauen, Kindern und unschuldigen Zivilisten in der ganzen Welt, einschliesslich der Stadt Rom.⁴

Ich kann nicht umhin, die römisch-katholische Haltung gegenüber den Feinden Israels mit dem traditionellen christlichen Antisemitismus in Verbindung zu bringen. Weder das II. Vatikanum noch die verschiedenen neuzeitlichen Päpste haben die antisemitischen Aussagen der Kirchenväter oder der christlichen Theologie verurteilt (obwohl ich hiermit in keiner Weise die historischen Verdienste Papst Johannes XXIII. schmälern will). Weder die jahrhundertlangen christlichen Greuelthaten gegenüber den Juden noch das Schweigen des Papstes während des Holocaust hat man bedauert . . .⁵

Ein Dialog ist dort möglich, wo der Integrität des jeweiligen Partners Vertrauen und Respekt entgegengebracht wird. Ich befürchte, dass die jüdisch-christlichen Beziehungen weder das eine noch das andere kennen. Bei jeder Begegnung dieser beiden Parteien muss deshalb gegenseitige Anerkennung, die Bereitschaft, den anderen gemäss seinem eigenen Selbstverständnis anzunehmen und die Anwendung gleicher Massstäbe für sich selbst wie für den anderen der erste Punkt auf der Tagesordnung sein.

Wir können unter dem gemeinsamen Titel *Immanuel*⁶ zusammenarbeiten, obwohl ihn jeder auf seine Weise interpretiert, wenn wir das Recht eines jeden auf sein eigenes Selbstverständnis achten. Ich für meinen Teil glaube, dass Gott mit dem jüdischen Volk in seinem Leid, sogar in seiner Unvollkommenheit ist und dass Seine Verheissungen in diesem Land verwirklicht werden, unter der Oberherrschaft von Juda und Israel. Ich anerkenne das Recht der Christen, diesem Namen eine geistige Bedeutung in bezug auf Christus zu geben, aber ich bestehe auf einer entsprechenden Haltung seitens der Christen gegenüber der jüdischen Interpretation.

Jerusalem, am Vorabend des Laubhüttenfestes, in Erwartung der Verwirklichung von Sach 14,18⁷.

Ze'ev W. Falk

Lieber Ze'ev!

Als Mitglied der Redaktion »IMMANUEL« wissen Sie, wie sehr wir uns gewünscht haben, dass Leser des »Immanuel« uns ihre Reaktionen, ihre Meinungen, eventuell ihre Kritik mitteilen. Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie durch diesen »Brief an den Herausgeber« mit gutem Beispiel vorangegangen sind . . .

Sie stellen eine ernste Frage, denn sie betrifft die Loyalität, die Aufrichtigkeit und die Gegenseitigkeit der Begegnung zwischen Juden und Christen, die das eigentliche Anliegen unserer Zeitschrift waren und sind. Diese Frage erwuchs aus der Verwunderung, ich würde sogar zu sagen wagen aus dem Skandal, den die Haltung des Vatikans gegenüber dem Staat Israel hervorgerufen hat. Die Nichtanerkennung der politischen Existenz Israels und

³ ebd., (s. u. S. 12).

⁵ Vgl. dazu Kardinal Etchegaray, Intervention anlässlich der Bischofssynode »Versöhnung und Busse« vom 4. 10. 1983, s. o. S. 3 f.; und u. S. 6, Anm. 6–11.

⁶ Wörtliche Übersetzung aus dem Hebräischen: »Gott mit uns«.

⁷ Sach 14,18: »Und wenn der Völkerstamm der Ägypter nicht hinaufgeht und nicht kommt, so wird auch sie die Plage treffen, mit der Jahwe die Völker schlägt, die nicht hinaufgehen, um das Laubhüttenfest zu feiern.«

⁸ S. o. S. 12.

unlängst der Empfang Arafats beim Papst^{3/4} erscheinen Ihnen als Zeichen von Engstirnigkeit, wenn nicht sogar von Feindseligkeit. Auf alle Fälle wird Ihrer Meinung nach dadurch eine Einseitigkeit im Dialog zwischen Juden und Christen bekundet⁸ und die Arbeit, die wir bewerkstelligen wollen, untergraben. Da ich in hohem Masse Ihre Erwartungen und manchmal Ihre Ungeduld teile, werde ich versuchen, Ihnen mitzuteilen, was ich zu mir selbst sage, um meine Geduld zu bewahren und meine Hoffnung zu stärken . . .

Zunächst möchte ich auf Ihre Bemerkungen hinsichtlich Arafats Besuch im Vatikan eingehen.^{3/4} Auf der Ebene der Weltereignisse, die so rasch vorbeiziehen, hat dieses Ereignis schon an Aktualität verloren. Ausserdem gibt das gegenwärtige Schicksal des PLO-Chefs angesichts der lärmenden Raserei in Tripoli eher Anlass, über die Brüchigkeit seines Ansehens nachzudenken. Nichtsdestoweniger verstehe ich, dass dieses Ereignis, so wie es sich abgespielt hat, für die meisten Juden, ob Israelis oder nicht, ja sogar für jene, die zum Christentum übergetreten sind, eine kränkende Beleidigung und eine Wunde war und bleibt. Ich weiss, dass die Antworten aus Rom im März 1983 von den Zuständigen des vatikanischen Staatssekretariats die jüdischen Abgeordneten des Internationalen Verbindungskomitees nicht überzeugen konnten. Ich selbst war tief verletzt durch die Audienz, die Arafat gewährt wurde, und zutiefst betrübt über die Missverständnisse, die sich daraus ergaben. Viele Christen, auch einige im Vatikan, empfanden das gleiche Unbehagen. Gewiss, wenn wir dieses Treffen als Probe betrachten, ja als die einzige Probe im Hinblick auf den Stand der Beziehungen zwischen der Kirche und dem jüdischen Volk, können wir nicht umhin, Ihre Enttäuschung und die unserer jüdischen Freunde zu teilen. Aber steht dies wirklich zur Debatte? In diesem Punkt, wie bei vielen anderen politischen Vorkommnissen im Leben der Kirche, muss man sich den Unterschied zwischen einer Glaubens- und einer Ansichtssache ganz klar machen, den grundlegenden Unterschied zwischen dem Notwendigen und dem Nebensächlichen. In letzterem Fall fühle ich mich absolut frei, da mein Glaube nicht direkt davon betroffen ist. Ich kann die politischen und sogar apostolischen Auswirkungen bestimmter Entscheidungen des Vatikans bedauern . . . Aber es wäre falsch, im Besuch Arafats in Rom eine eindeutige Bekundung der Theologie der katholischen Kirche gegenüber dem Judentum und gegenüber den Juden zu sehen. Diese Theologie ist tiefergründiger als der Stand der politischen Strömungen, in die die menschliche Geschichte der Kirche unausweichlich verwickelt ist. Können wir nicht das gleiche über die verschiedenen Richtungswechsel der israelischen Politik hinsichtlich der komplexen Situation im Nahen Osten sagen? Sie wissen, dass viele jüdische Freunde sich darin nicht wiederfinden. Die wahre Begegnung zwischen Juden und Christen spielt sich auf einer anderen Ebene ab. Auf der glaubwürdigsten Ebene – auf der des Gebets und des gegenseitigen Entdeckens ereignet sich wahrer Fortschritt in aller Stille gerade jetzt . . .

Der Vatikan und der Staat Israel

. . . Sie kennen schon die Antwort auf die Frage, die nicht nur Sie stellen: »Warum hat der Vatikan den Staat Israel noch nicht anerkannt?« Unseren Freunden vom Internationalen Verbindungskomitee gegenüber äusserten die Sprecher des Vatikans, dass, wenn auch noch keine Anerkennung *de jure* erfolgte, doch schon lange eine Anerkennung *de facto* bestehe, da Abba Eban, Golda Meir, Moshe Dayan und Yitzhak Shamir gewiss als Vertreter des Staates Israel im Vatikan empfangen wurden! Als Jurist sind

⁸ Vgl. o. S. 12, Anm. 3.

Sie sicher mit diesen Argumenten nicht zufrieden. Und ich bin sicher, dass Sie skeptisch sind, wenn ich Sie daran erinnere, dass auch die Vereinigten Staaten keinen Botschafter beim Heiligen Stuhl haben, sondern lediglich einen persönlichen Vertreter des Präsidenten, und dass der Vatikan keinen Nuntius in Washington hat, sondern lediglich einen apostolischen Gesandten . . . All diese Nuancen und juristischen Spitzfindigkeiten können die offenkundige Einseitigkeit im speziellen Fall der Beziehungen zum Staat Israel nicht verbergen.

Ich könnte Sie hier an die Gründe erinnern, die im allgemeinen genannt werden, um diese »Nichtanerkennung« Israels von seiten des Vatikans zu rechtfertigen. Zunächst muss die diplomatische Gepflogenheit genannt werden, gemäss der der Vatikan niemals Staaten anerkennt, deren Grenzen noch nicht in einem offiziellen Vertrag mit den Nachbarn festgelegt sind. Leider ist dies die Situation des Staates Israel seit 1948 (jene, die uns zu den »Grenzen von 1967« zurückkehren sehen wollen, scheinen sich dieser Sachlage nicht bewusst zu sein. Grenzen gab es noch nie, sondern nur eine Waffenstillstandslinie!). Ein Beispiel kann zugunsten dieser Argumentation genannt werden: die Aufteilung der Diözesen zwischen Polen und Deutschland entlang der Oder-Neisse-Linie wurde erst 25 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges endgültig festgelegt. Aber ich verstehe vollkommen, dass dieses Argument Ihnen kaum hinreichend erscheint.

Es gibt einen anderen, diskreteren, aber doch auf Tatsachen beruhenden Grund, der an zahlreichen Beispielen veranschaulicht werden könnte. Man könnte dies folgendermassen formulieren: Jedes Lächeln oder jede positive Initiative von seiten des Vatikans gegenüber dem Staat Israel trägt das Risiko in sich, dass den christlichen Gemeinschaften in mohammedanischen Ländern Leid zugefügt wird. Dies erklärt vielleicht die zurückhaltende Ängstlichkeit, unter der der Staat Israel in der Nahostpolitik des Vatikans zu leiden hat. Es würde genügen, sich noch einmal die Umstände der Reise Papst Pauls VI. ins Heilige Land im Januar 1964 zu vergegenwärtigen, insbesondere die Einseitigkeit in den Höflichkeitsbekundungen, unter der wir alle litten. So viele arabischen Gefühle mussten berücksichtigt werden!⁹

Welches auch immer der Wert dieser Erklärungen sein mag, es existiert, da gebe ich Ihnen recht, ein tieferer Grund für all diese Zurückhaltung. Hier greife ich auf Ihre eigenen Überlegungen zurück: Es ist klar, dass christliche Theologie noch nicht in der Lage ist, über die Verbindung zwischen dem Volk Israel und seinem Land in ihrer eigenen Begrifflichkeit Aussagen zu machen¹⁰. Dies ist eine Tatsache. Aber theologische Betrachtungen über Judentum und über Israel, vor allem innerhalb der katholischen Kirche, sind weder statisch noch verhärtet noch abgeschlossen. Im Gegenteil, sie sind in einem Entwicklungsprozess, und dies bitte ich Sie zu bedenken.

Sie erinnern uns an die offiziellen Texte der Kirche, an die Erklärung *Nostra aetate* (1965) und an die Rede des Papstes vor den Delegierten der Bischofskonferenz der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum am 6. März 1982¹¹, um ihre Grenzen aufzudecken und ihre Mängel zu bedauern. Gewiss, noch nicht alles wurde gesagt, und vieles muss noch durchdacht und offen dargelegt werden. Wenn Sie jedoch die Texte nochmals lesen, in denen die Ergebnisse christlichen Nachdenkens

festgehalten sind, von den Zehn Seelisberger Thesen (1947)¹¹ bis heute, und sie inhaltlich verglichen, werden Sie die Weiterentwicklung der Lehre und die wachsende wohlwollende Einstellung feststellen können. Wie unser Freund, Pater Dupuy, schon gesagt hat, handelt es sich um einen Prozess, der heute nicht rückgängig zu machen ist.

Der ausschlaggebende Punkt der neuen Entwicklung scheint mir die formale Aufforderung an die Christen zu sein, »den Juden so zu verstehen, wie er sich selbst versteht«.¹² Dies war schon eine der wichtigsten Anregungen in der Erklärung, die von der französischen bischöflichen Kommission am Vorabend des Pessach-Festes 1973 veröffentlicht wurde.¹³ Aufgenommen wurde sie in den Vatikanischen Hinweisen und Richtlinien zur Durchführung von *Nostra aetate*, Nr. 4, der Kommission für religiöse Beziehungen zum Judentum am 3. Januar 1975. Ich bitte Sie, sich der Bedeutung des in dieser Weise ausgearbeiteten Grundsatzes bewusst zu sein und auf die Dynamik zu vertrauen, die ihm innewohnt. Gewiss, es wird noch eine Weile dauern, bevor christliche Theologie, die von *innen* her über die Komponenten des jüdischen Bewusstseins – Volk, Thora, Land – nachdenkt, so weit kommt, die enge Verbindung zwischen dem jüdischen Volk und dem Land, mit dem seine Geschichte, seine Tradition, seine Weisheit und sein Gebet für immer verwurzelt sind, zu verstehen und anzuerkennen. Wir können zwanzig Jahrhunderte voller Missverständnisse und tragischen Fehlern nicht innerhalb von zwanzig Jahren korrigieren. Nichtsdestoweniger wurde ein neuer Grundsatz klar festgelegt, ein Grundsatz, der eine Geisteshaltung beinhaltet, ein Grundsatz, der die Basis unserer Hoffnung sein sollte: »den Juden so zu verstehen, wie er sich selbst versteht.«

Drei Phasen des Dialogs

Mein lieber Ze'ev, mehrere Male in der Vergangenheit mussten wir gemeinsam an öffentlichen Gesprächen über jene Themen teilnehmen, die uns im tiefsten Innern berühren. Erlauben Sie mir, Sie hier an die Art und Weise zu erinnern, die ich als den Fortschritt ansehe, der in den letzten dreissig Jahren in der gegenseitigen Anerkennung unserer Identität erzielt wurde. Wollte ich die Bilanz dieser Entwicklung ziehen, würde ich drei Phasen innerhalb eines Entdeckungsprozesses unterscheiden, der immer tiefer ging.

Zunächst haben wir, Juden und Christen, gemeinsam gewiss ein Stadium des Dialogs erreicht, in dem wir zueinander sagen können, nicht nur ohne Hass oder Feindseligkeit, sondern auch ohne Angst und ohne Illusionen: wir akzeptieren, dass wir verschiedener Meinung sind. Wir anerkennen, dass Jesus uns trennt, dass er zwischen uns ein Zeichen der Trennung und ein Stein des Anstosses ist. Als eine pessimistische Feststellung kann dies auf keinen Fall gewertet werden – denn die Tatsache, dass wir so zueinander sprechen können, gerade jetzt, so klar und so offen, ist an sich schon ein beträchtlicher Fortschritt.

Zum zweiten sind wir heute sowohl von jüdischer als auch von christlicher Seite in der Lage, die jüdische Identität Jesu ohne ausweichende Zurückhaltung anzuerkennen. Auch das ist neu. Diese Wahrheit, die wir auf beiden Sei-

¹² »Dass sie (die Christen) versuchen, den Juden zu verstehen, wie er sich selbst versteht, anstatt ihn nach ihren eigenen Denkschemen zu beurteilen«. Aus: Dokumentation über die Erklärung der französischen bischöflichen Kommission für die Beziehungen zum Judentum vom 16. April (zu Pessach) 1973; S. 18 in ebd. XXV, S. 14–20.

¹³ Ebd.: Im besonderen ist es wichtig, dass die Christen die grundlegenden Komponenten der religiösen Tradition des Judentums besser zu verstehen suchen und dass sie jene Grundzüge kennenlernen, die für die gelebte religiöse Wirklichkeit der Juden nach ihrem eigenen Verständnis wesentlich sind.

⁹ Vgl.: Die Pilgerfahrt Papst Pauls VI. ins Hl. Land, in: *FrRu* XV (Januar 1964), S. I–XXII.

¹⁰ Vgl. o. S. 12, Anm. 2.

¹¹ Vgl. s. o. S. 1, Anm. 1 und 2.

¹² Vgl. in: *FrRu* II (8/9), August 1950, S. 3–12; in ebd. XVI/XVII (Juli 1965), S. 54–61.

ten lieber vergassen oder verbargen, weil wir sie für störend oder bedeutungslos hielten, beschämt und ängstigt uns heute nicht mehr. Um die Menschennatur Jesu fassen zu können, um die Wirklichkeit der Menschwerdung zu verstehen, zögern christliche Exegeten und Theologen nicht mehr, Jesus in jener Umwelt und Tradition zu sehen, der er dem Fleische nach entstammte . . . Jesus wird heute bedenkenlos als Sohn des jüdischen Volkes akzeptiert, als Herr und Messias natürlich nicht. Wenn einer unserer Kollegen, den Sie kennen, Professor für Neues Testament an der Hebräischen Universität in Jerusalem, mit mir über Jesus sprechen will, sagt er manchmal einfach: »Mein Lehrer und Ihr Gott.« Diese grossartige Formulierung hat ganz besondere Ausdruckskraft und ist auf jeden Fall Ausdruck eines erstaunlichen Fortschritts, was das gegenseitige Verstehen angeht.

Aber dies ist noch nicht alles. Auf der tieferen und verborgeneren Ebene, auf der stillen Ebene, auf der Juden und Christen im Gebet¹⁴ aufeinander hören, begegnen sie sich im Hinblick auf eine Entdeckung, die gegenseitig, objektiv und loyal ist. So beginnen wir jeder auf seine eigene Weise zu entdecken, dass Jesus, der Sohn Israels, uns gerade in diesem Punkt vereinigt, in dem er uns trennt. Aus diesem Paradoxon gewinnt unsere Begegnung einen absolut einzigartigen Wert. In der Tat sind wir die einzigen, die diese Entzweiung bezeugen und darunter leiden. Viele Menschen guten Willens – Animisten, Fetischisten, Buddhisten, Schintoisten, Hindus, sogar Muslime – haben keinen Grund, sich durch die Existenz Jesu gestört zu fühlen: Sie begegnen ihm nicht in ihrer Geschichte, und Jesus steht in keinem Bezug zu ihrer Tradition. Für einen Juden wird seine Person besonders in unserer Zeit, in der alle möglichen Begegnungen stattfinden können, früher oder später Anlass für Fragen oder sogar zu einem Stein des Anstosses. Wenn wir Christen uns den Bruch zwischen seinem Volk und der Kirche, für die Jesus das Zeichen war, vergegenwärtigen, bleibt uns nur der Schmerz darüber, was der französische Protestant François Lovsky »Kluft durch Abwesenheit« genannt hat. Nun ist diese Kluft aber etwas, was zu uns gehört. Paradoxerweise vereint sie uns, Juden und Christen, vor der ganzen Welt. Es handelt sich um einen Familienstreit über ein Erbe. Ein Familienstreit! Ich glaube, dass wir mit dieser Formulierung die tragische Geschichte, in die wir jahrhundertlang verwickelt waren, zusammenfassen könnten, wenn wir die zwei Wörter dieser Zusammensetzung jeweils verschieden betonen. Entzweit haben wir uns wegen eines zweitausendjährigen Familienstreits. Langsam entdecken wir, dass wir auf geheimnisvolle Weise in einem Familienstreit vereint sind, da wir auf denselben Gott hören, auf dasselbe Wort vertrauen und dieselbe Zukunftshoffnung teilen. Ein Streit über ein und dieselbe Erbschaft, aber diese Erbschaft ist einzigartig. Es handelt sich um das Wort Gottes an die Menschen, es betrifft ihr Schicksal, und wir müssen gemeinsam dafür Zeugnis ablegen.

So würde ich den Fortschritt zusammenfassen, der seit dem Drama der Todeslager, der Rückkehr des jüdischen Volkes in sein Land und dem Vatikanischen Konzil erzielt wurde: nämlich die gegenseitige Anerkennung unserer jeweiligen Identität. Natürlich weiss ich, dass die religiöse Dimension für einen Juden, anders als für den Christen, die Zugehörigkeit zu einem Volk miteinschliesst und somit eine nationale Identität, die von dieser religiösen Dimension nicht streng zu trennen ist. Als Christ kann ich hier meiner Gewissheit Nachdruck verleihen, dass die Erneuerung einer rein theologischen Auffassung des Judentums und Israels, die wir gegenwärtig erkennen können

und an der wir mitwirken, früher oder später zu einer neuen Auffassung der ganzen jüdischen Wirklichkeit führen wird, einschliesslich des für Sie so zentralen Punktes der engen Verknüpfung von Volk und Land und der sich daraus ergebenden Daseinsberechtigung des Staates Israel. Gewiss, ich verstehe, dass Ihnen dieser Prozess sehr langwierig erscheint. Es bleibt mir nichts anderes, als Sie um jene Geduld zu bitten, in der ich mich selbst zu üben suche. Geduld im zweifachen Sinn des Wortes, gemäss den beiden Bedeutungen, die seltsamerweise sowohl im Lateinischen als auch im Hebräischen in der gleichen Wurzel vereint sind: *patientia, pati; sevel, savlanut*: Geduld und Leiden.

Drei Regeln der Hoffnung und der Geduld

Ich lebe nun [1982] seit einundzwanzig Jahren in Israel. Ich kann schon auf eine lange Erfahrung zurückblicken, auch wenn sie gegenüber dem langen Warten Israels ziemlich kurz erscheint. Während all dieser Jahre habe ich mir ganz allmählich drei Prinzipien zu eigen gemacht – oder besser drei Lebensregeln –, die die Stärke und den Mut zu hoffen während der Geduldsprobe sichern sollen. Ich will nicht sagen, dass ich mich immer daran halte, aber ich bin sicher, dass diese drei Regeln die Quellen speisen, die nötig sind, das feste Vertrauen aufrechtzuerhalten. Erlauben Sie mir, sie Ihnen mitzuteilen.

Die erste betrifft gerade die Schwierigkeit, auf die wir stossen, und das Dunkel, in die sie uns zu treiben drohen. Ich würde es folgendermassen ausdrücken: Wo immer die Sache Gottes mit im Spiel ist, arbeitet der Satan härter als anderswo. Gott weiss, wie vielfältig unsere Aufgabe ist und wie schwierig Geduld ist, ob wir nun über religiöse Gemeinschaften sprechen, die einander gegenüberstehen, über politische Teilungen oder über Interessenskonflikte. Ist Jerusalem nicht die Hauptstadt und das Musterbeispiel für alle Teilungen und Konflikte? Wir erleben dies bei all unseren Bemühungen um die Begegnung zwischen Juden und Christen in Israel. Eigentlich sollten uns paradoxerweise selbst die Schwierigkeiten trösten, da sie so offensichtlich den Stempel des Bösen tragen. Nichts stört und ärgert diesen Stifter der Unruhe, der Zwietracht und der Finsternis mehr als der Erfolg von Gottes Plänen. Da gerade Schwierigkeiten die Feindseligkeiten des Satans enthüllen, offenbaren sie zugleich auch die Bedeutung des Unternehmens. All die Widersprüche und Hindernisse, die unsere Geduld auf die Probe stellen, bestätigen, dass wir an einem göttlichen Werk mitwirken.

Die zweite Regel, die wir anwenden und in die Tat umsetzen müssen, wird von den Erfahrungen der Heiligen während der ganzen Kirchengeschichte gelehrt und bezeugt. Tatsache ist, dass die meisten Heiligen, an die die glorreiche und unerbittliche Berufung erging, in die Kirche einzubringen, was Bergson *Werte der Inspiration* genannt hätte, selbst irgendwann einmal den Widerstand der Institution erfahren mussten. In bezug darauf ergeben sich für all jene besondere Schwierigkeiten, die durch den Heiligen Geist erleuchtet und, auf das Wort Gottes hörend, den Platz Israels im Heilsplan Gottes zu ermitteln und zu überdenken suchen: die Unwissenheit, das Missverständnis und das Misstrauen nämlich, unter denen ihre Beziehungen und ihr Hoffen zu leiden haben. Das Widersprüchliche, das überwunden werden muss, ist die Tatsache, dass wir von jenen, die für das christliche Volk Verantwortung tragen, nicht anerkannt und nicht angehört werden, obwohl wir gleichzeitig fühlen, dass wir uns im Namen der Kirche und für die Kirche für eine Wahrheit einsetzen, die den Kern ihres Lebens und Wesens berührt. Aber wird damit nicht zugleich die Bedeutung des Auftrags bestätigt und zur Heiligkeit eingeladen?

¹⁴ Im englischen Originaltext »oratory or laboratory«.

Die dritte Regel ist einfach eine Anwendung des mehr allgemeinen Gesetzes, das ich oben zum Ausdruck gebracht habe, auf unseren Bereich. Die Erfahrungen der Heiligen, die uns vorangegangen sind und die der Herr berufen hat, auf die Begegnung zwischen Israel und der Kirche hinzuwirken, enthüllen ein geheimnisvolles Gesetz: Der Christ, der das Geheimnis Israels entdeckt hat und der von der Liebe zum jüdischen Volk erfüllt ist, muss bereit sein, innerhalb der Kirche in analoger Weise die Einsamkeit, die Missverständnisse, das fehlende Verständnis, sogar die Verachtung durchzustehen, unter der die Juden in der ganzen Welt ihre ganze Geschichte hindurch zu leiden hatten. Die Begegnung zwischen Israel und der Kirche muss vielleicht durch dieses Mitleiden bezahlt werden, durch einen geheimnisvollen Synchronismus von Geduld und Leid.

Dies sind die Lebensregeln, die uns vorgegeben sind. Sie bringen nichts anderes zum Ausdruck als das Gesetz aller Heiligkeit. Auf jeden Fall werden sie auf dieser Ebene die wahren Partner im Dialog finden. Zu diesem Thema möchte ich Sie an einen Satz von Kardinal Journet erinnern, einem Freund Papst Pauls VI. und des französischen Philosophen Jacques Maritain, der 1947 nach Kriegsende ein wunderbares Buch über *Das Schicksal Israels* schrieb. Eines Tages liess er diese Bemerkung fallen, in der ich sowohl Trost als auch eine Aufforderung finde: »Meine Kinder, die Kirche lebt nicht zuallererst im Vatikan, sie lebt vor allem in den Herzen der Heiligen.« Alles, was ich Ihnen sagen kann, um Ihre Hoffnung aufrechtzuerhalten, ist, dass Sie von Christen, besonders von Ihren Freunden, verlangen können, dass sie Heilige sind! Die offiziellen Erklärungen, die Sie von seiten der Verantwortlichen erwarten, werden nie mehr sein als die Frucht des Lebens in der Tiefe.

Manchmal geschieht es, dass offizielle Erklärungen das langsame Reifwerden der Gedanken zur Sprache bringen, das durch das Gebet innerhalb der Kirche bewirkt wird. Die Intervention Kardinal Etchegarays anlässlich der

jüngsten Römischen Synode am 4. Oktober 1983¹⁵ haben Sie sicher mit Freude begrüsst. Sie werden in dieser Ausgabe des IMMANUEL feststellen, dass in den klaren und mutigen Worten dieser hohen kirchlichen Autorität die in der Stille ausgereiften Gedanken christlicher Herzen zum Ausdruck kommen.

Um diesen Brief nach Art der rabbinischen Predigten mit *divrei nekhama*¹⁶ zu schliessen, möchte ich einfach einige Abschnitte dieses Textes zitieren, die eigentlich Ihre Erwartungen schon erfüllen und Ihnen zur nötigen Geduld verhelfen müssten:

»Nachdem wir festgelegt haben, wieweit unser Auftrag zur Versöhnung mit dem jüdischen Volk gehen sollte, müssen wir ihm gegenüber ebensosehr unseren Auftrag zur Busse und Reue für unsere jahrhundertlange Haltung ernst nehmen... Dass wir doch verstünden, Verzeihung zu erbitten vom Herrn und von unseren Brüdern, die so oft von »der Lehre der Verachtung« (Jules Isaac) getränkt in das Grauen des Holocausts getaucht worden sind!

Dass wir doch alles ins Werk setzten, damit das wieder gutgemacht werde, was gutgemacht werden muss!

Dass wir uns doch der Propheten und Psalmisten erinnerten sowie aller Armen des Herrn, die in einer langen Folge von Generationen hinführen zu Maria, der Tochter Zions! Aber dass wir uns doch auch ihrer gegenwärtigen Nachkommen erinnerten: derjenigen, die durch ihre fleischliche und geistige Übereinstimmung mit der Schrift, durch ihre Zurückweisung der Götzen und so oft durch ihr Martyrium unseren eigenen Glauben an den dreieiligen Gott stützen!«

»Es ist die Hoffnung, die stärker ist«, mein lieber Ze'ev. Ich möchte mit der Beteuerung des Propheten Jesaja schliessen: »In der Ruhe und im Vertrauen liegt unsere Stärke« (Jes 30, 15). In dieser Haltung will ich mich Ihnen anschliessen.

Marcel J. Dubois

¹⁵ s. o. S. 3–4.

¹⁶ »Worte des Trostes«.

II Johannes Paul II.: Zur diplomatischen Situation zwischen dem Vatikan und dem Staat Israel*

Im Rahmen einer Privataudienz am 6. Juli 1984 im Vatikan anlässlich eines Empfangs des Exekutiv Ausschusses des Internationalen Rates von Christen und Juden sagte der Papst in Beantwortung der Frage eines katholischen Delegationsmitglieds:

Die Tatsache des Nichtbestehens formeller diplomatischer

Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Staat Israel sollten keineswegs als Nichtanerkennung ausgelegt werden. Er hoffe, dass weltpolitische Erwägungen in Kürze die Formalisierung der Beziehungen ermöglichen würden.

* In: »Das Christliche Leben in Israel« Nr. 13, Jerusalem, Herbst 1984, S. 3.

Den »Israel Nachrichten«* Nr. 2947, Tel Aviv, 4. 4. 1983 entnommen:

Johannes Paul II. zum Chefredakteur des »Maariw«**

Rom – »Gott segne Sie«, sagte Papst Johannes Paul II. zum Chefredakteur des »Maariw«, Schmuël Schnitzer, und schüttelte ihm beide Hände, als er hörte, dass der Be-

* deutschsprachige Wochenzeitung.

** 1947 gegründetes (unabhängiges) Abendblatt (*Maariw* = Abend).

sucher aus Israel komme. Die Begegnung ereignete sich auf dem St. Petersplatz in Rom, nach Abschluss eines wöchentlichen allgemeinen Treffens mit Pilgern, an dem der Chefredakteur des »Maariw« und seine Gattin als Sondergäste teilnahmen.

Die »Sondergäste« erhalten bei solchen Gelegenheiten jeweils einen Platz in der ersten Reihe und Gelegenheit zu einem persönlichen Gespräch mit dem Papst.

Johannes Paul II. war überrascht, als er von Frau Malka Schnitzer in fließendem Polnisch angesprochen wurde. Sie erzählte dem Oberhaupt der katholischen Kirche, dass sie in Polen geboren sei.